Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift

Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich

Band: 35 (1931-1932)

Heft: 7

Artikel: Silvester-Aberglaube

Autor: [s.n.]

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-664898

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

draußen die Hörner abgestoßen hast, dann ist ja alles gut!" sagte Margret und fühlte sich noch stärker bereit und erlöst. Ihre Hände lagen zu kameradschaftlichem Druck ineinander, und dieser Handschlag verhieß ein gutes, neues Jahr gemeinsamer Arbeit, in dem die Firma den Namen "Geschwister Berner" wieder wirklich berechtigt führen sollte.

Silvester=Aberglaube.

Von Kant bis zur Rest von Konnersreuth war die Konjunktur für Zeichendeuter kaum so günstig wie heute. Was da von der Salonpuppe der Dame bis zu der als Stoffafse am Autofenster baumelnden Talismanfigur als modissches Necessaire gilt, ist nur alter Aberglaube in neuem Gewande.

Abergläubische Vorstellungen verbinden wir auch heute noch mit dem letzten Tag des Jahres, seiner goldgeränderten Glücksklee= oder Schwein= chen=Symbolik. Selbst in Denkerköpfen spukt solcher Aberglaube, gewiß eine verwunderliche Tatsache, während bei einem Ritter des hohen C wie Caruso sogar eine starke Dosis davon zum guten Ton gehört. Fabelhaft, fast wie sein Tenor, war auch sein Silvesteraberglaube. meinte nämlich — aus einem zwingenden Ge= fühl für das Blonde und Blaue heraus — den letten Abend des Jahres nur in Gesellschaft blonder, blauäugiger Menschen verbringen zu können, weshalb er brünette und schwarzhaarige, die ihm Unglück bedeuteten, mied wie den bösen Blick. Zu dieser "heiligen" über= zeugung war er durch Vorfälle aus seinem Leben, wovon er gerne erzählte, gekommen. Unter der letzten. Schauspielergeneration galten Rainz und Matkowsky, über deren Silvester= abendbräuche die wunderlichsten Gerüchte in Umlauf waren, als bis zur Naivität abergläubisch. Bühnenkünstler in diesem Banne zu wis= sen, ist freilich weniger absurd, als einen Geist von der Größe Henrif Ibsens darin gefangen zu sehen. Der tiefsinnige Dichter und Denker wollte nämlich am Silvesterabend weder Tinte noch Papier sehen, da er befürchtete, dadurch werde seine Schaffenskraft im neuen Jahr beeinträchtigt. Auch Schiller hatte seinen Sil= vesteraberglauben. Erhielt er am letzten Jah= restag eine gute Nachricht, so betrachtete er das als ein böses Omen, da der Zufall, wie er meinte, einem zulett nur noch einen Glücks= brocken hinwerfe, um uns später desto schwerer heimzusuchen. Selbst des "Olympiers" Geist war nicht frei von abergläubischem Wahn. Goethe lauschte, wie sein Freund Anebel berichtet, stets gespannt auf das erste Wort, das man nach des Jahres letztem Glockenschlag zu ihm sprach, um daraus allerlei Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. In seiner Auslegung dieser Dinge war er erfinderischer als ein Augure oder ein Schriftgelehrter.

Diesen Goetheschen Glauben an die Macht des ersten Wortes im Jahre bringen zweifellos auch die in der Neujahrsnacht über die Lippen von Unzähligen kommenden Glückwünsche zum Ausdruck. Obwohl zur landläufigen Phrase herabgesunken, wohnt jenen Worten immer noch eine große Kraft inne. In nicht wenigen rufen sie sogar etwas wie ein Angstgefühl hervor, das sie dann — eine Art "Abwehrzauber" — durch das magische Gegenwort "unberufen", unter beinahe rituellen Gebärden, dreimaligem Klop= fen oder Ausspucken (die symbolische Geste dafür genügt) und dreimaligem Murmeln der griechischen Silbe "toi" zu bannen suchen. Diese plötliche "Glücksangst" kann wie die Plat= angst sogar sonst vorurteilsfreie Menschen befallen. "Sinnlose Anwandlungen" sagen die einen, "atavistische Rückschläge, älteste Urerinnerungen" die andern, denen der Sprachforscher recht gibt, wenn er "berufen" also definiert: "Durch das laute Reden, namentlich über den erfreulichen Zustand oder den gedeihenden Fort= gang einer Sache neidische, tückische Geister er= wecken, die alles ins Gegenteil umschlagen lassen."

"Wir wollen den Graben nicht berufen, sonst müßte ich sagen, er führt sich recht gut ein," heißt es in einem Briese an Frau von Stein, oder: "Ich habe mir ein vor meinem nächsten Geburtstag zu erreichendes Ziel vorgesett, das ich nicht voreilig berufen will," in einer ansdern, an Zelter gerichteten Epistel Goethes, in dessen Werken, besonders den Briesen, der anstike Glaube vom Neid der Götter ebenfalls häussig wiederkehrt. Selbst Feldherren wie Naposleon huldigten diesem Aberglauben. Auch der alte Moltke war nicht frei davon.

Die an die Stelle der heidnischen Götter getretenen cristlichen Dämonen und bösen Geister übernahmen in der Folge auch deren Rollen der Neidischen und Mißgünstigen, während der alte Aberglaube des Berufens oder Beschreisens unter der Bezeichnung "versoder beheren" weiterlebt. Den Einfluß jener zu parieren, ihnen gleichsam ein Schnippchen zu schlagen, dienen auch die apostrophischen Formeln "Gott behüt" — "Gott bewahre" oder "Gestern war es besser", befrästigt durch allerlei mystische Mimik wie Klopfen, am besten an Holz, was wohl die Aufmerksamkeit der in Baum und Strauch versteckten guten Geister erregen und ihre Hilfe erzwingen soll, ein dis jetzt wenig ergründeter Brauch, in welchem wahrscheinlich die pantheistische Lehre von Naturgeistern fortsledt, wie sie auch Goethe annahm, der dem "Klopfen an Fels und Gestein" ebenfalls

besondere mystische Wirkung zuschrieb. Fährt man sich beim Aussprechen des Wortes "unsberusen" über den Mund, so geschieht das, um anzudeuten, daß man das dem Gehege der Bähne unwillkürlich entslohene Wort gerne wiesder zurücknehmen möchte, während das dreismalige Ausspucken — "bessere" Leute murmeln nur toi, toi, toi — als Mittel gilt, den berusenen bösen Einfluß symbolisch auf etwas anderes abzuleiten, die sich des Speichels als eines Mediums bedienende Bauberkraft "anderweistig" zu übertragen. Moral: "Seiliger Sankt Florian, verschon' mein Haus, zünd' andere an!"

Alte Uhr.

Ist eine alte Uhr in Prag, Verrostet das Werk und der Stundenschlag, Verstummt ihre Stimme im Munde; Zeigt immer die gleiche Stunde. Doch täglich einmal, so tot sie sei, Schleicht zögernd die Zeit an der Uhr vorbei. Dann zeigt sie die richtige Stunde, Wie die Uhren all in der Runde.

Es ist kein Werk so abgetan, Kommt doch einmal seine Zeit heran, Daß es sein Wirken bekunde, Kommt doch seine richtige Stunde . . .

Hugo Salus.

Der vierte Weise aus dem Morgenlande.

(Zum Dreikönigstag: 6. Januar.) — Eine Legende. Freie Erzählung nach der englischen Fassung des Henrh van Dhke von Max Hahek .

Das Evangelium des Matthäus erzählt von den Weisen aus dem Morgenlande, die zur Krippe nach Bethlehem gezogen waren, um dort dem neugeborenen König der Welt zu huldigen. Kaspar, Balthasar und Melchior, oder, wie sie im Hebräischen genannt werden, Galgalath, Magalath und Sarachin: das waren die Weisen, die dem Jesuskinde Gold, Weihrauch und Myrrhe brachten — Gold zum Zeichen seiner Würdigkeit, Weihrauch zum Zeichen seiner Wirdigkeit, Weihrauch zum Zeichen seines Menschentums und Myrrhe zum Zeichen seines Menschentums und bitteren Sterbens.

Nun gab es aber damals noch einen vierten Weisen, von dem das heilige Buch nicht erzählt. Dieser hieß Artaban und war ein Chaldäer.

Als damals der Stern im Often erschienen war, der den Wiffenden die Geburt des göttslichen Kindes verfündigte, da vereinbarten die vier Weisen aus dem Morgenlande, sich beim Tempel der Sieben Sphären zu Borsippa in Babylonien zu treffen, um von dort aus ges

meinsam durch die Wüste zu ziehen und Bethlehem zu erreichen. Die drei Weisen, Kaspar, Balthasar und Melchior, sie fanden sich denn auch zur rechten Zeit am Zusammenkunstsorte ein, doch war Artaban nicht gekommen. Die Weisen harrten seiner vergeblich beim Tempel, hielten auch vergeblich Ausschau und hinterliezen endlich, in einer Nische sichtbar angebracht, auf pergamentener Kolle, die Nachricht an den Zuspätkommenden, daß sie sich ohne ihn auf die Keise begeben hatten.

Warum war Artaban nicht gekommen?

Auf dem Wege nach Borsippa hatte er plötzlich, in tiefer Nacht, den Hilferuf eines Mannes gehört. Dieser Mann war von Käubern angefallen, seines Geldes beraubt und schwer verwundet worden. Artaban half dem Manne, so gut er vermochte, er brachte ihm Wasser und blieb so lange bei ihm, bis er sich erholt hatte. Und nun wehklagte der Mann und sagte:

"Siehe, mein Helfer, ich bin völlig arm ge-